

Kein Kind sollte ohne Märchen aufwachsen

Warum die Stuttgarter Autorin Mona Frick an die Kraft von Geschichten als Schlüssel zu mehr Miteinander glaubt

„Wenn ich Kontakt mit Kindern habe, die es nach Stuttgart verschlagen hat und die von mir arabisch angesprochen werden, öffnen sich deren Gesichter“, sagt Mona Frick. Offene Dialoge sind für die Autorin „der Schlüssel zu allem“.

VON BRIGITTE JÄHNIGEN

„Vor langer Zeit, langer Zeit war da ein kleines, friedfertiges Königreich im fernen Orient. Wissenschaft war ein wichtiges Gut, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit oberste Pflicht eines jeden Bürgers.“

So beginnt das Märchen „Prinzessin Samira und die verzauberte Dattel“. Geschrieben hat es Mona Frick. Und sie sagt: „Ich liebe Märchen, weil am Ende immer alles gut geht“. Zumindest ist das bei ihren Märchen so. Denn außer Samiras Geschichte hat sie auch noch andere ausgedacht. „In meinen Märchen gibt es keine Bösewichte, es gibt einen vegetarischen Wald, wo kein Tier das andere frisst, es gibt keine Bestrafungen und keine Schuld“, sagt die Stuttgarter Autorin.

Märchen (die Herkunft des Wortes liegt im mitteldeutschen „maere“), so die allgemeine Vorstellung, werden geschrieben, damit die Protagonisten in Prüfungssituationen des Lebens einen Reifeprozess erleben. Und schließlich siegen Licht und Liebe, Treue und Herzlichkeit über das Dunkle, Böse. Das klingt ziemlich moralisch. „Ich möchte, dass die Helden im Märchen, egal, ob es Menschen oder Tiere sind, vor allem etwas lernen“, sagt Mona Frick.

Geboren ist die Autorin als Tochter einer Deutschen und eines jordanischen Palästinensers. Märchen haben ihre Kindheit eher weniger begleitet. Doch das geschriebene Wort begleitet sie seit der Schulzeit. „In der 10. Klasse belegte ich das Orchideenfach Literatur, wir sollten aus den Stichworten Drache, Burg und Jungfrau ein Märchen schreiben, da hab ich gemerkt, Märchen als epische Literaturform liegt mir“, sagt sie.

Auf ihrer Website kann man lesen, dass Mona Frick mit ihren Märchen dem Leser und Hörer Toleranz vermitteln möchte. Was

Intoleranz in Menschen anrichten kann, weiss sie aus eigenem Erleben. „Als ich noch einen arabischen Nachnamen hatte, begegneten mir die Mitmenschen anders als heute“, sagt sie; es muss wohl nicht besonders freundlich gewesen sein. „Ich möchte, dass Menschen, wenn sie das Stichwort Araber hören, nicht gleich an Selbstmordattentäter denken“, sagt Mona Frick.

Alle zwei Jahre besucht sie ihre Großfamilie in Jordanien. „Die Verwandten wollen von Europa hören, ich spreche Arabisch, ich kenne beide Welten und kann nach beiden Seiten vermitteln“, sagt sie. Das tut sie nun auch in der Flüchtlingshilfe. „Wenn ich Kontakt mit Kindern habe, die es nach Stuttgart verschlagen hat, die total entwurzelt sind, die mich ängstlich anschauen und die dann von mir arabisch angesprochen werden, öffnen sich deren Gesichter“, erzählt sie.

So hat sich auch in ihren aktuellen Roman „Küss mich in Rom“ ein Flüchtlingskind geschrieben. „Man ist nicht immer Herr seiner Geschichten“, lächelt sie. Mona Frick hat nicht nur weitere Liebesromane, Regio-Krimis und das Märchen über Samira oder eines über ein Bärenkind und ein Glühwürmchen geschrieben.

In „Sonne, Mond und Märchen“ werden Naturphänomene und Traditionen märchenhaft enträtselt. Bekannte Sprecherinnen wie die Schauspielerin Barbara Stoll und Hedi Kriegeskotte haben diese Texte auf einer CD eingesprochen. Ein wenig traurig ist die Autorin, dass das von ihr vor einigen Wochen angebotene Projekt „7 Tage, 7 Märchen“ zum Herunterladen im Internet zu wenig Resonanz brachte und deshalb erst einmal nicht wiederholt wird. Ohne Märchen, ist Mona Frick überzeugt, sollte kein Kind aufwachsen.



Mona Frick, Küss mich in Rom, Verlag neobooks, 7,99 Euro



Setzt auf eigene Wege und offene Herzen: Mona Frick

Foto: Frick

Im Humboldtforum „die Welt neu denken“

Der Gründungsintendant des Humboldtforums in Berlin, Neil MacGregor (69), sieht in dem Vorhaben „die Chance, die ganze Welt neu zu denken“. „Man hat mich eingeladen, ein Projekt mitzugestalten, das derzeit einzigartig und konkurrenzlos ist auf der ganzen Welt“, sagte der Kunsthistoriker dem „Spiegel“. Im wiederaufgebauten Schloss soll das Forum ab 2019 entstehen und unter anderem die Sammlungen für Asiatische Kunst und Völkerkunde aus Berlin-Dahlem aufnehmen. (dpa)

Plätzchen statt Filme

Berlinale-Chef Dieter Kosslick geht am 24. Dezember gerne backen

Berlinale-Direktor Dieter Kosslick (67) gönnt sich zu Weihnachten einen filmfreien Tag. „Auf jeden Fall werde ich mit meinem Sohn Plätzchen backen“, sagte der Festivalchef in Berlin. „Wir werden aufs Land fahren, und dort gibt es keinen Fernseher und kein Abspielgerät.“

Für die 66. Berlinale (11. bis 21. Februar 2016) habe er bereits rund 120 Filme aus aller Welt gesehen. „Bis Festivalstart werde

ich wieder auf rund 200 Filme kommen“, sagte der gebürtige Stuttgarter Kosslick. Die vielen Eindrücke aus den Filmen zu verarbeiten, sei gar nicht so einfach. „Ich schlafe zurzeit nicht gut. Ich träume viel“, erzählte der Berlinale-Leiter. Um sich zu entspannen, mache er Yoga. Und: „Ich versuche, viel an der frischen Luft zu sein, mich zu bewegen und gesund zu ernähren.“

Bei den 66. Internationalen Filmfest-

spielen Berlin werden rund 400 Filme zu sehen sein. Knapp 20 Filme gehen im offiziellen Wettbewerb ins Rennen um den Goldenen Bären. Präsidentin der internationalen Jury wird 2016 Meryl Streep sein. Zuletzt verkaufte die Berlinale über 330 000 Eintrittskarten und verzeichnete mehr als 20 000 Fachbesucher aus 128 Ländern. (dpa)

www.berlinale.com

Ein seltsames Paar

„Eugen und Eugen“ am Theater Rampe ist eine komische, rätselhafte Farce

VON THOMAS MORAWITZKY

Zwei irren umher: in einem verlassenen Fernsehstudio, zwischen verspiegelten Podesten und ledernen Sesseln. Sie verschwunden, tauchen wieder auf, begegnen sich schließlich, erkennen sich, umkreisen sich ungläubig, pressen ihre dicken Bäuche grinsend aneinander. Zwillingbrüder haben sich gefunden. Matthias Breitenbach und Leopold von Verschuer haben „Eugen und Eugen“ am Theater Rampe.

Im Jahr 2016 sind Eugen und Eugen 84 Jahre alt, haben deutsche Geschichte erlebt im Inland, im Ausland, in Südwestafrika und auf Reisen durch Europa oder in den fernen Osten. Sie wurden vor 73 Jahren getrennt, sie sind sich dennoch vertraut und

könnten unähnlicher nicht sein: Der eine Eugen trägt kariertes Sakko, der andere Jeansjacke; der eine hat ein Bärtchen, der andere nicht. Breitenbach ist Eugen im Sakko, er hält sich aufrecht, die Arme auf den Lehnen des Studiosessels. Leopold von Verschuer sitzt ihm gegenüber, immer leicht gebeugt, wiegt sich hin und her.

Matthias Breitenbach und Leopold von Verschuer haben „Eugen und Eugen“ selbst verfasst: eine komische und rätselhafte Farce, ein Spiel mit der Identität und eine Reise durch die Zeitgeschichte; sie lassen ihre Zuschauer erstaunt und verwirrt zurück. Zuletzt betritt eine Frau in Schwarz die Bühne, sie spielt auf der Triangel eine Musik, die minutenlang die Ohren klingeln lässt (Alvin Luciers „Silver streetcar“ von 1988). Und

die beiden Brüder demontieren das Studio, kippen ein Spiegelpodest, schleppen viele Kochplatten herbei und eine Pfanne von enormer Größe; sie schlagen Eier, rühren Milch und Mehl, tragen dabei die Gewänder von Priestern und Sombros wie aus einem Film von Jodorowsky - magischer Realismus in der Küche? Dampf steigt auf. . .

Zuvor verändert sich das Licht im Studio ständig, Bilder aus der Kindheit des Duos blitzen auf, ein Arzt plaudert, manchmal unverständlich, über Zwillingphänomene. Eugen und Eugen reden, erinnern sich, erzählen, wie sie die Jahrzehnte durchlebten, ihre Kindheit verbrachten: „Nachts zählten wir die Züge“; „Ich habe dir das Lispeln abgewöhnt“. Unvorhergesehenes unterbricht Getrampel über der Bühne ihre Zweisamkeit.

„Ich glaube, das ist normal“, sagt Eugen.

Sonja Füstli richtete die Bühne ein, die im Halbrund angeordnete Kulisse des verwaisten Fernsehstudios, in dem die Farbe der Wände sich sehr langsam ändert; Anja Füstli besorgte die Musik, Philipp Hohenwarter die Videoinstallationen, Anna-Elisabeth Frick die Dramaturgie. Vor allem aber ist „Eugen und Eugen“ ein starkes Stück schauspielerischer Performance: Matthias Breitenbach und Leopold von Verschuer verleihen den seltsamen Zwillingen auf unvergessliche Weise Gesicht, Körper, Stimme, agieren grandios einen fast zweistündigen Dialog aus, in dem das eine oder andere beachtlich dunkel bleibt.

• Nochmals am 22. und 23.12., 20 Uhr



Matthias Breitenbach u. Leopold von Verschuer als Eugen und Eugen

Foto: Hohenwarter

Was Menschsein bedeutet

Der Sänger und Gitarrist Zam Helga beim Heimspiel in der Rosenau

VON BERND HAASIS

„Wir müssen weiterbauen an diesem großen Traum“, singt der Stuttgarter Musiker Zam Helga am Samstag in der gut gefüllten Rosenau, und es klingt wie ein Lebensmotto. Helgas Lyrik kreist darum, was Menschsein bedeutet und wie Menschen die Welt besser machen könnten – wenn sie nur wollten. „Die Hand“ heißt das Lied, das er im Stil eines Bardens vorträgt mit Akustikgitarre, Kick-Drum und Stimme. Die reicht vom Bass bis ins Falsett, und er nutzt ihren vollen Umfang, um Grundsatzfragen zu formen. Es ist das Stück, mit dem er zurückgefunden hat auf die Bühne.

Peinigende Seele



Schwarze Gedanken: Cover-Motiv des Albums „Monster“ Foto: Helga

Gut zehn Jahre hat Zam Helga in schwerer Depression verbracht – und diese nun auf einem Album verarbeitet, dessen Titel „Monster“ die ihn peinigende Seele meint, der er kaum entkommen konnte.

Deutlich lichter klingt „Herbst ist da“, der „Sommerwind“ dagegen schwarzgrau unter Brechung der Jahreszeiten-Assoziationen, auch live grundiert von Viola und Cello. Flüssiges, kraftvolles Gitarren-Picking trägt die Lieder. Jeden Gesangston, jeden Anschlag, jedes Wort scheint Zam Helga zu durchleben, zu durchleiden. In „Nathalie“ tritt sein Roter Faden wieder prominent hervor: Um „viel zu viele, die sich selbst am nächsten stehen“ geht es da.

Wiedergefundenes Lachen

Er habe 220 Volt auf dem Mikrofon, sagt Zam Helga, und bekommt einen dunkelgrünen Schaustoff-Schutz. Er kann über solche Dinge wieder lachen. Im April erst, kurz vor dem Start seiner Tour, ist seine langjährige Lebenspartnerin Tine plötzlich verstorben. Statt dem Auftaktkonzert gab es in der Rosenau eine bewegende Erinnerungsfeier. Das nun nachgeholt Stuttgart-Konzert ist der Abschluss der Tour, die den Musiker durch die neue Krise gebracht hat: „Ihr seid nicht allein, niemand ist allein“, das habe er unterwegs gelernt mit Kollegen und Freunden, sagt er.

Unverkennbare Handschrift



Auftreten und Performance wie ein Rockstar: Zam Helga Foto: Helga

Wie nah Helga auf „Monster“ bei sich ist, zeigt sich live, wenn er Stücke seines elektrischen Solo-Albums „Venus“ von 1996 akustisch fasst. „In Sicherheit“ oder „Erretter“, passen auch ins Folk-Gewand, die Handschrift ist unverkennbar. Genau wie beim Beinahe-Hit „Die Schöne und das Biest“ (2000) von Helgas Band Rauhfauser, den Radiomacher damals links liegen lassen und die Desillusionierung mit dem Musikgeschäft beförderten. Am Lagerfeuer entscheidet sich, ob Songs Substanz haben – dieser Ohrwurm besteht den Test.

Auf baldiges Wiedersehen

Zam Helga, an diesem Abend in bestickter Weste und mit wallender Mähne, ist einer der wenigen deutschen Musiker mit Rockstar-Format. Punktuell zeigt er auch das im dynamischen Trio mit Drummer Tom Zoot, in den 1990er Teil von Helgas Friends of Zulu, und Bassist Maiki Mai, sonst Gitarrist der Band Die wunderbare Katze.

Helgas Riffs in „Venus“ oder „Echtes“ atmen den Geist der späten 1960er, bringen perlend und funky alles in Bewegung – auch wenn der Künstler an diesem Abend durchgehend sitzt. Wer ihn schon stehend gesehen hat, weiß, welche Wirkung er noch entfalten kann. „Seelenfresser“ klingt heute, als hätte Helga 1996 die Finanzkrise von 2008 vorhergesehen. In Woodstock wäre er nur sprachlich aus dem Rahmen gefallen.

Früher freilich hat er englisch gesungen, und er bringt „Water Flows“ seiner Band Helga Pictures, die Anfang der 1990er für Furore sorgte. Hier spielt er das einzige ausufernde Gitarrensolo des Abends, lässt sich treiben in einen kleinen, wilden Rausch, der das Publikum mitreißt. Vielleicht gibt es davon bald mehr. Nach über drei Stunden Musik verspricht Zam Helga, nicht wieder zehn Jahre wegzubleiben – und verrät, dass er erwägt, „Solo in Zulu“ wieder aufzuführen, sein erstes, englischsprachiges, Solo-Album von 1994.